

flüchtige zielbewusste Arbeit ausgeführt.
Sämtliche Empfehlungen des Präsidenten zur Aenderung der Satzungen wurden auf Antrag des Comités angenommen. Einzel-Mitglieder haben jährlich 25c zu bezahlen. Alle Beiträge sind am 1. Juli fällig und müssen bei Zusammentritt der Jahresversammlung entrichtet sein, wenn Vereine zur Vertretung berechtigt sein wollen. Die Vertretung wird künftig ein Delegat auf je 50 Mitglieder betragen. Außerdem sind die jeweiligen Präsidenten der Einzelvereine und Ortsverbände zu Sitz und Stimme berechtigt.

Notizen.

Die nächste Versammlung findet im August 1911 in Verbindung mit dem Staatsfängerfest in Grand Island statt.

Ein Vertragsschreiben zwischen dem Deutsch-Amerikanischen National-Verband und der Vereinigung „Ancient Order of Hibernians“, wurde verlesen und mit großem Beifall angenommen.

Die Deutsche Tagfeier

rom Staatsverband Lincoln veranstaltet, bildete den Schluß der Hauptversammlung. Diese Feier verlief über alle Erwartungen großartig. Beim Capitol hatten sich viele tausende Menschen eingefunden um sich an den gediegenen, von deutsch-amerikanischem Nationalstolz durchdrungenen Reden, zu begeistern. Gouverneur Shallenberger hielt eine meisterhafte Ansprache. Herr Julius Mörich, Präsident des Staatsverbandes Minnesota hielt eine feine lehrreiche Ansprache, den Deutschen die Nothwendigkeit des enigen Zusammenhaltens vor Augen führend, ebenfalls ihnen die drohende Gefahr in allen Einzelheiten auseinandersetzend. Leider zu früh mußte er den strengen Ermahnungen des etwas allzuzüglichen Dr. S. Gerhard, der die Politik ausgefaltet haben wollte, gehorchen und manches blieb ungesagt, das er zu sagen beabsichtigte. Mayor Love begrüßte das Deutschthum in gewählten Worten, beging aber den Fehler den Prohibitions-Standardpunkt erklären zu wollen, den Lincoln nunmal eingenommen hat, der ihm aber jetzt schon Schmerzen zu verursachen scheint. Es war deshalb zu bedauern, daß Herr Mörich verwehrt wurde, ihm eine treffende Antwort zu geben.

Herr Kansler Avery von der Nebrasca Staats-Universität hielt die Menge mit seiner theilweisen deutschen Rede gefesselt. Dr. Gerhard hatte die Leitung des Festes in seinen Händen und führte auch das Präsidium mit meisterhafter Laßt.

Redner hielten ferner die Pastoren Allenbach und Krüger. Auch Prof. Kohler, Vortrager der deutschen Abtheilung der Staats-Universität und Pastor Neumann waren als Redner angekindigt, kamen aber wegen Länge des Programms nicht zu Wort. Die Reden waren alle tiefdurchdacht und machten einen nachhaltigen Eindruck. Es war ursprünglich beabsichtigt, zwei Festversammlungen abzuhalten, eine im und die andere vor dem Capitol. Das ganze Publikum versammelte sich aber vor dem Capitol und deshalb konnten die Reden nur an dem einen Platz gehalten werden.

Am Abend fanden in den Hauptquartieren des Deutschen Landwehrvereins, des Plattdeutschen Vereins und des Familienvereins feuchtfröhliche Nachfeiern statt. Der Omaha Männerchor entzückte im Familienverein mit seinen herrlichen Vorträgen das anwesende Publikum.

Der Omaha Männerchor sang vom Balkon des Staatscapitols aus unter Leitung seines Dirigenten Prof. Th. Rud. Keese, seine schönsten deutschen Lieder, die mit großem Jubel aufgenommen wurden.

Die Krönung des ganzen Erfolges war, die über alle Erwartungen großartige Gastfreundschaft, die würdige Anerkennung unserer Priviziden von Seite der Staats- und städtischen Beamten und der englischen Tagespresse.

Alle Achtung vor den deutschen Kriegervereinen! Sie waren in dem Festzuge ungemein stark vertreten u. zeichneten sich auch noch besonders durch ihre stramme Haltung aus. Bravo!

Die deutschen Vereine aus den Nachbarstaaten waren durch starke Delegationen und mit ihren Fahnen in Festzuge vertreten. Der herrliche Fahnenwald machte einen prächtigen Eindruck.

Heißes Wasser als Heilmittel. — Bei Blutungen, Wunden, Verstauchungen, Verrentungen, Seitenstechen und Nervenbeschwerden ist heißes Wasser ein unverbrochenes Mittel. Man halte das verwundete oder verrentete Glied 15—20 Min. lang in warmes Wasser, welches so heiß sein soll, als man es aushalten kann. In den meisten Fällen wird die Blutung aufhören und der Schmerz nachlassen. Heißes Wasser, mittelst eines Tuches aufgelegt, ist auch ein ausgezeichnetes Mittel.

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 539. Mister Edithor, ich mußte Sie mich amwer einmal eskjubte, wenn ich Ihne mit e recht dumme Amschene komme, amwer ich kann nit beste, ich hen so en Impreschen: Is es e Fäkt, daß alle Mensche in Schene-ressen die Mennschts in verdütelers nicks annerschier sin, wie Schwimble, Humbuder un Leiersch? Mehbie Sie duhn nit unnerstehn, wie ich als en unteffschentes Wummen zu so e Amschene komme duhn un for e Riesen will ich Ihne eskplebne. Wer sin also, das meint mich un der Philipp, was mein Hosband is, von die Farm heim komme. An den Weg hen mer nur das aller Nothwendigste gepsproche, amwer mer heim sin tomme, da hen ich gesagt: „Besohr daß ich dies hier als mei Hofm redouneite, will ich hen, daß du jekt en Staunt von dich gewide duhst un mich sagst, wo du in die lange Woche dich erum gebriewe hast.“ Un was wer'n Se mente, der Philipp hat mit en Rör no mer noch nit von en Bräy-Montie eskpedte duht, gesagt: „Lizzie“, hat er gesagt, „ich hen alle Dag kleine Esktschens gemacht un sin jeben Amschens daheim gewese. Einmal sin ich mit den Wedesweiler fort un der anere Dag widder mit mich alleins un den Weg is die Zeit erum gange un ich hen gar nit gewißt wie. Off ohrs hen ich dich e ganze Lat gemischt, amwer so bei un bei duht der Mensch sich ja zu einiges gewöhne. Ich hoffe nur, daß du e bessere Zeit gehabt hast.“ Well, Mister Edithor, was sage Se da derzu? Er hat mich noch verzählt, daß er jeden Morgen bis un neun Uhr geflosche hat, dann hat er sich sei Predfest gefickt, was in der Regel aus Höhm un Ehts an einem Dag un aus Ehts un Höhm an dem nächste Dag lohnstet hat. Dann hat er seine Dishes gewasche un das Haus aufgestreht, hat sei Bett gemacht un dann hat er sich gedreht un is fort. Sei Dinner hat er in den Restaurant gegäh un for Sopper hat er als e Muhl e wenig Lonsch bei den Wedesweiler gehabt, was er mit e paar Schupersch enuner gewasche hat. Well, ich hen ihn ganz rupig thet lasse. Off ohrs hat er nit gemischt, daß ich schon emal in die Zittie war un ihn nit getonne hen un daß ich wußte, daß der Wedesweiler auch nit da wor. Daß er das all nit gewißt hat, da hen ich meine Pläns drauf gebaut. Ich hen auch for den Riesen das Sobschekt gar nit getoscht un weil es schon jeklich spät war, hen ich e wenig Staftee getoscht un hen e paar Robstehers gestreit un das is dann unser Sopper gewese un dann sin mer ins Bett.

Am Morgen sin ich schon zu guter Zeit ausgewese un hen alles so gut wie ich gekonnt hen, aufgestreht, hen mein Stoff, wo ich mit in die Kontrie gehabt hen, ausgepät un an

e Lein gehängt un dann hen ich den Philipp aufgeweht. Mit meine erschte Worte hen ich eskpedtet, daß ich ihn schon zu Doht schlehre deht. Ich hen gesagt: „Philipp, die Buwe sin noch nit da, ich hen lei Krümmelche Brot ins Haus un in Fäkt is die ganze Botterie leer; ich kann kein Predfest mache un for den Riesen deht ich gehn mer zu Wedesweilersch un duhn dort e wenig esse. Die Wedesweilersch hen sich schon oft genug den Stommed bei uns voll geesse so daß mer auch emal ebbes eskpedte kann un wenn se for das bische Predfest bezahlt sein wolle, well, dann bezahle mer se davor.“ Der Philipp war lei bische geschteht. Er hat gesagt, ahrecht, ich sin in e Minnit odder zwei reddig. Ich hen so im Stille bei mich meine Betrachungen unwer seine Gahl angestellt. Wer sin dann nach e kleine Weil zu Wedesweilersch un da hen ich eskpedtet daß die Bomb pläbe deht. Amwer nids von die Reind. Der Wedesweiler hat hinnig seine Bahr gekanne un hat gesagt: „Hello Lizzie, bist du auch widder da? Der Philipp ist schon puttinier verzweift, daß er so lang alleins sein muß.“ Seid Ihr denn nit auch e wenig in Fedehschen gemese? hen ich gefragt. „No, hat der Wedesweiler gesagt, ich kann nit an Fedehschen dehte, Bihneß besohr Plescher.“ So en Lump so en verdolter Leier, hen ich zu mich gebeknt. Ich sin dann in die Riifsen zu die Wedesweilersch un die hat sich auch ariq gefreut, weil se mich widder gesehn hat. „Ja, hat se gesagt, der Wedesweiler un mich, mir wäre auch gern emal for e paar Dag fort gange, amwer, dein Karlie, der hat reffjubst, zu das Geschäkt zu tenbe un e fremde Mensche wollte mer auch nit unfer Bihneß anvertraue, well, da sin mer denn liewer heim gebliewe un mer sin so viel Geld eht.“ „Habt Ihr denn euern Bartender nit mehr?“ hen ich so ganz unskuldig gefragt. „Bartender? hat die Wedesweilersch gesagt, duhst du drieme? Du weihst doch gut genug, daß mir nit erfordern könne, en Bartender zu halte. Der Wedesweiler häkt ja dann gar nids mehr zu duhn. Mer sieht daß du for e lange Zeit fort gewese bist, bist du duhst die Nothwendigste hier gar nit mehr kenne.“ Well, Mister Edithor, Sie könne sich gar kein Begriff davon mache wie ich gefühlt sin. Wie ich hen Augenblicke gehabt, wo ich schubri gebeknt hen, ich wür trehsia. Mer hen dann Predfest gehabt un bei den Esje hen ich den Wedesweiler ganz stecht gefragt, wer denn der junge Mann gewese is, wo e paar Dag zu rüd Bohr für ihn getoht häkt. „Da hat er gesagt, er häkt schon bei verschiedene Riemarks von mich genoscht, daß ebbes in mein Kopp nit richtig wär un er deht mich den fierjuffe Etweweis gewewe, so schnell wie möglich en Speschelst zu sehn.“ Well, da hen ich dann eingesehn, was ich beim Ausgang von mein Brief gesagt hen: Die Mensche sind zu die presentie Zeit so verloge un so voll Schwimdel daß es e Schehm is. Der Philipp un der Wedesweiler sin so trudeht, daß se sich hinner en Kortschtrub verstedele könne. Schehm un dreimal Schehm an so Piebels! Ich hen die ganze Storie verzähle wolle, wie ich in den Salubn war un wie ich ausgefunne hen, daß die ganze Gäng aus die Zittie fort war, amwer ich hen gebeknt, was is die Fuhs, se duhn es doch nur abbi-puttinere. Amwer das is e schubres Ding, daß ich jekt meine Auge offe halte will un mitaus Daut kommt die Zeit wo se sich emal selbst ewea gewewe. Dann hen ich amwer das Wort un dann duht es frache. Mit beste Ri-gards

Yours
Lizzie Hanfstengel.

Es gibt Wohlthoten, die dem am wohlsten tun, der sie erweist.



Stauben.

(New York Tribune.)
Stauben ist nicht der einzige Held der Revolution, den man vergessen hat, und glücklicherweise hat man ihn nicht so ganz vergessen; doch seine Verdienste und sein Wirken sind so bedeutend, und die Anerkennung hierfür war bisher so unvollkommen, daß wir die bevorstehende Errichtung eines feinem Andenkens würdigen Monuments in der Bundeshauptstadt mit ehrlicher Freude begrüßen. Seinen Namen — der nur zu oft falsch ausgesprochen wird — tragen, wenn wir nicht irren, Counties in zwei Staaten und Städte in sieben, auch sind in einigen Städten Straßen nach ihm benannt. Und ge-läufig ist die von ihm erzählte Mär, daß er zu gleicher Zeit in englischer und deutscher Sprache fluchen konnte. Soweit sein Ruhm.
Mit der Ausnahme von Lafayette hat kein anderer fremdländischer Offizier der Revolutions-Armee größeren Anspruch auf dankbares Gedenken, als der preussische Drillmeister, Kosciusko's Name ist von Romantik umwoben, DeKalb und Pulaski tragen die Märtyrerkrone, und alle drei sind zu hohen Ehren berechtigt. Doch die Dienste Staubens waren von viel größerer Bedeutung. Valley Forge hat ihn und ebenso Yorktown. Und für die Umwandlung eines kühnsamen Haukens, der von New York durch Jersey floh, in eine erprobte und disziplinierte Armee, die fähig war, Cornwallis besien Soldaten Stand zu halten, gebührt dem Schüler des Großen Friedrich das Hauptverdienst.
„Es klingt wie eine Ironie des Schicksals, daß ein Mann, der wegen seiner Generosität ebenso gerühmt wurde, als wegen seiner Geschäftlichkeit und seiner Tapferkeit, jeglichen Mangel an Generosität ihm gegenüber vermissen mußte.“ Schäbitz ist eine milde Bezeichnung für die Behandlung, die ihm die Regierung während seiner Lebenszeit zu theil werden ließ, zum Mindestens bis nahe vor seinem Tode, und später Ehren haben dem wenig abgeholfen. „Landsknecht“ werden gewöhnlich solche Soldaten genannt, die sich in fremdländischen Armeen des Soldes wegen anwerben lassen; Stauben hatte so wenig von der Landsknechtmatur, daß er, sein ganzes Vermögen bis auf den letzten Cent ausgab, um die Soldaten, die er kommandierte, zu kleiden und zu ernähren, so daß er in Armut starb. Es ist wohlgethan, ihm zu Ehren in der Hauptstadt, die er niemals sah, als Beweis nationaler Anerkennung, die zwar verspätet aber aufrichtig ist, ein Monument zu errichten, das dazu dienen wird, uns eine Karriere vor Augen zu führen, für die unsere Bewunderung niemals groß genug sein kann.“

Aus Australien.
Die Budgetrede des australischen Bundespremiers Jisher findet in der englischen Presse eine sehr freundliche Aufnahme, obgleich er ein Kabinett der Arbeiterpartei vertritt. Es ist das erste Mal, daß diese Partei, auf sich allein angewiesen, ohne Kartell am Ruder steht. Wirthin hat sie Aussicht, das Programm, das sie sich gesetzt hat, auch durchzuführen, und deshalb werden die Erklärungen des Ministers besonders beachtet. In erster Linie kündigt er eine Ergänzung der schon vorhandenen Altersrentenversicherung durch eine Invalidenversicherung an; es ist dies übrigens ein Programm-punkt, den ihm seine Vorgänger aus der eigenen und den anderen Parteien hinterlassen haben. Dann gab er die vielbemerkte Erklärung ab, daß die Übernahme des Nordterritoriums durch den Bund beabsichtigt ist; er fordert lange Vorbereitungen, das vorliegende Budget hat deshalb noch keinen Posten mit Bezug hierauf. In der nächsten Tagung soll ferner ein Gesetzentwurf für die Anlage einer Querbahn durch ganz Australien von Ost nach West eingebracht werden. Endlich soll am 1. Mai 1911 der Pennysch für Briefe innerhalb des Bundes und im Verkehr mit einigen Nachbarcolonien eingeführt werden. Man nimmt an, daß dieser Satz auch für den Verkehr nach Großbritannien gelten wird, das ihn seinerseits schon für die Briefe nach Australien eingeführt hat.
Was den Uebergang des Nordterritoriums an den Bund angeht, so wird hervorgehoben, daß die Gelegenheit dazu besonders günstig ist, insofern der Staat Südastralien, von dem dieses Gebiet abhängt, gerade eine Regierung und Mehrheit von derselben politischen Farbe hat, die im Bunde maßgebend ist. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß quer durch Australien ein großer Streifen diesen Staat bildet, dessen politischer und wirtschaftlicher Schwerpunkt im Süden mit der Hauptstadt Adelaide, in der gemäßigten Zone liegt, während nach dem subtropischen Norden nur entweber durch eine gefährwolle Landreise oder eine Seefahrt von 4000 bis 5000 Seemeilen gelangen kann. Wenn es zu der Uebernahme durch den Bund kommt, wie auch für die Anlage der großen Querbahn, so muß die Arbeiterpartei wohl oder übel den bishergehenden Grundlag aufgeben, daß für australische Zwecke keine Anleihen aufzunehmen seien, kein Kapital von auswärts herangezogen werden dürfe. Ueberhaupt muß, wenn der Erdrum sich voll entwickeln soll, noch mancher politischer Wandel vor sich gehen. Es

wird festgestellt, daß sich in den Einzelstaaten die Regierungen manchmal zu breit machen, als seien sie eine Obrigkeit und das Gemeinwesen nur für sie da. Sie folgen daher dem Streben nach fortwährender Erweiterung der einzelstaatlichen Befugnisse in Dingen, die gerade durch Zentralisierung am besten gefördert würden. Es wird aber auch bemerkt, daß die australische Wählerschaft sich allmählich der großen Fragen bewußt wird, die sie zu lösen berufen ist.

Der Kampf um eine Ruine.

Vor dem höchsten Gerichtshof von Edinburgh, der Hauptstadt Schottlands, schwebt seit einigen Tagen ein Prozeß von nicht alltäglicher Art. Gegenstand des Rechtsstreites ist das schottische Schloß Dunstaffnage, das jetzt nur noch eine Ruine darstellt. Es ist im Besitze des Herzogs von Argyll, des Oberhauptes der sehr verbreiteten und viel verzweigten Familie Campbell, deren Namen in der Geschichte Schottlands seit fast 900 Jahren beständig wiederkehrt. Der gegenwärtige Herzog von Argyll, der neunte seines Namens, ist bekanntlich mit der Prinzessin Luise von Großbritannien und Irland vermählt, die als Schwester des jetzt verstorbenen Königs Eduard VII. die Tante sowohl des jetzt regierenden Königs Georg V. als auch des Deutschen Kaisers Wilhelm II. ist. Neben seinen zahlreichen anderen Würden hat der Herzog von Argyll die eines Erbherren des Schloßes Dunstaffnage inne. Dieses Recht macht dem Herzoge jetzt plötzlich Mr. Angus John Campbell freitig. Mr. Angus John Campbell behauptet, seine Vorfahren wären im Jahre 1436 Erbherren von Dunstaffnage gewesen und das Eigentum des Schloßes gebühre daher ihm. Der Herzog von Argyll dagegen erklärt, Dunstaffnage wäre ursprünglich gar kein Campbellsches Besitz gewesen und erst 1470 an seine Ahnen gelangt, als sie die Barone der Lords Lome an sich brachten. Wer da weiß, wie schwierig es ist, solche Besitzverhältnisse nach 500 Jahren aus nur mit einiger Sicherheit festzustellen, kann nicht daran zweifeln, daß Mr. Angus John Campbell mit seinem Klagegehrten wenig Glück haben wird.

Die Chirurgen im Volksmund.

Die Chirurgie ist der Zweig der Medizin, dem der Volksmund mit besonderer Vorliebe sein Benennungsmaterial entnimmt, um geistige, feilsche oder ethische Vorgänge zu bezeichnen. Was auch der arme menschliche Körper alles aushalten, sobald der Volksmund zum chirurgischen Diagnostiker wird! Da ist zum Beispiel der Kopf: man verliert ihn, zerbricht ihn, rennt mit ihm gegen die Mauer, wird mit ihm auf alle möglichen Dinge gestoßen; es ist kein Wunder, daß solche Dinge einm gelegentlich heftige Kopfschmerzen bereiten. Mit seinen anderen Gliedern geht man nicht allmählicher um; man bricht sich den Hals oder läßt ihn sich abbrechen, man legt seine Hand ins Feuer, steht sich die Beine in den Leib, und der Student freut sich manchmal sogar ein Bein vom Leibe, ein unheimlicher, rätselhafter Vorgang, den der Chirurg auf dem Operationstisch einen interessanten Fall nennen würde. In sein Spiegelgebiet gehört auch die schöne Berliner Redensart: daß du die Nase ins Gesicht behälst! und die Wendung: sich einen Budel (oder Ast, was das gleiche ist) lachen. In manchen Gegenden Deutschlands faat man auch sehr anschaulich: sich einen Kropp lachen. Das alles kann nämlich dem passieren (wenigstens sieht es so aus), den gute Freunde heimtücklich gerade dann zum Lachen bringen, wenn er rasirt wird oder ein Heftpflaster auf der Lippe hat. Auch das Sprichwort: „Gebrochene Beine und brave Frauen bleiben zu Hause“ mag hier erwähnt werden.

Eine historische Kugel.

In der vor einigen Wochen eröffneten Ausstellung der White City in London befand sich als eine der größten Merkwürdigkeiten die verhängnisvolle Kugel, von der Lord Nelson im Laufe der Seeschlacht bei Trafalgar tödlich getroffen wurde. Noch heute sind an der Kugel Fragern und kleine Tüchlein zu bemerken, die in die Wunde gerissen wurden, als das Geschloß die Uniform Nelsons durchbohrte, und durch die die Vergiftung eintrat, der er bald darauf erlag. Nur mit einem begrifflichen Widerstreben hat sich König Georg V. entschlossen, die historische Kugel, die unter den Schätzen des Buckingham-Palastes sorgsam aufbewahrt wird, der genannten Ausstellung zu überlassen, und er verfügte ganz außerordentliche Vorkehrungsmaßregeln beim Transport dieser einzigartigen Reliquie zur Ausstellung und bei ihrer Aufbewahrung, als er den Vorstellungen der Ausstellungsleiter endlich nachgab. Einer der höchsten Beamten des Hofes erhielt den Befehl, die in ein hartes Krystallgefäß verschlossene Kugel persönlich zur Ausstellung und an den für sie bestimmten Ort zu bringen, und dort war ein besonderer Beamter mit ihrer Bewachung betraut. Vor allem hatte dieser dafür zu sorgen, daß sie an jedem Abend in eine eiserne Kiste verschlossen und in einem der feuerfesten Trefores der Ausstellung untergebracht wurde.

Ein zurückgewiesener Einwanderer

An der Quarantänestation in New York wird zurzeit scharf aufgepaßt. Sorgfältige Wache wird jederzeit in unseren Häfen gehalten, die der Auslandsverkehr berührt, nicht minder an der Golf- und Pacificküste wie an der atlantischen, denn die Gefahr der Einschleppung einer Seuche ist jederzeit vorhanden, gegenwärtig muß aber in den atlantischen Häfen und denen des Golfs doppelt strenge Kontrolle der einlaufenden Fahrzeuge ausgeübt werden, weil es leicht möglich, daß bei der Ausbreitung, die die Cholera in Rußland und Italien gewonnen hat, selbst bei genauer Ueberwachung der Ausfuhrfälle nach hier verschleppt werden können. Und das kann ebensowohl durch Kajüten- wie durch Zwischendecks-passagiere geschehen. Thatsächlich haben schon einige Ozeandampfer, auf denen verdächtige Fälle vorkamen, in Quarantäne geschickt werden müssen.

Die Gefahr, daß derartige Fälle über die Quarantäne hinaus ins Inland gelangen könnten, ist nicht groß; die Beamten des Bundesamtsdienles kennen ihre Pflicht und die Oberaufsicht ist vorzüglich. Es wird kein verdächtiger Kranter ans Land kommen können. In früheren Jahrzehnten mochte die Nachricht, daß die Cholera über den Ozean hinüber gelangen könnte, Besorgniß erregen, mochten viele es mit der Angst bekommen, die bekanntlich der beste Nährboden für Epidemien durch die Einbildung ist, heutzutage braudt sich hierzuland niemand zu ängstigen. Man läßt die Krankheit einfach nicht herein, und wenn ein Fall doch durchschlüpfen sollte, ist die Krankheit in ihren Symptomen viel zu leicht erkennbar, und die Wissenschaft durchgreifender Mittel zu ihrer Bekämpfung habhaft geworden, als daß sie durch Ansteking Fuß fassen könnte.

Es ist jetzt nahezu zwanzig Jahre her, daß die Cholera zum letzten Mal den Hafen von New York erreichte. Das erste Auftreten der Seuche in den Ver. Staaten datiert aus dem Jahre 1832, wo sie durch irische Einwanderer nach Quebec eingeschleppt wurde und von da den Weg über die Grenze fand. In Detroit machte sie ihre erste Hauptstation und verbreitete sich dann schnell nach dem Westen und Süden längs des Mississippiales.

Sie forderte viele Opfer, wenngleich nicht in dem Maße wie in europäischen Ländern, wo ihr zwei Jahre zuvor mehr als neunhunderttausend Personen erlegen waren. Zum zweiten Male trat sie hier in 1834 auf, wo noch keine aus den vorigen Epidemien latent gewesen sein mögen, danach im Jahre 1849. Sehr heftig wurde das Land im Jahre 1855 von der Seuche heimgesucht. Von Sanitätsmaßregeln, wie wir sie heute kennen, war damals kaum eine Spur und die medizinische Wissenschaft lag insoweit noch im Argen, als von systematischem Zusammenwirken kaum die Rede war, es besonders an allgemeinen Vorbeugungsmitteln mangelte. Ein verhältnismäßig leichtes Auftreten war in der Zeit von 1866 zu 1867 zu verzeichnen.

Die letzte ernsthafte Bedrohung durch Einschleppung aus Europa fand im Jahre 1892 statt. Hamburg war damals die Brufstätte, wo nahezu achttausend Personen der Seuche zum Opfer fielen. Die Behörden hatten tödlicher Weise das Vorhandensein zu verschweigen gesucht, ähnlich wie dies vor noch nicht allzulanger Zeit San Francisco mit der Bubonepest machte, und dadurch der Ausbreitung nur Vorschub geleistet. Unser Bundesamtsdienst aber war der Gefahr gewachsen. Der Präsident ordnete eine zwanzigtägige Quarantäne für alle Fahrzeuge an, die aus infizierten Häfen kamen, und da die Station im New Yorker Hafen die vielen Hunderte, die an der Landung verhindert werden mußten, nicht beherbergen konnte, wurden auf Long Island und sonstwo an der sandigen Ozeanküste Zeltlager aufgeschlagen, in denen die Einwanderer zubringen mußten, bis jede Gefahr beseitigt war. Die außerordentlichen Maßregeln haben damals viele Passagiere großen Unbehden ausgesetzt, worüber viele Beschwerden erhoben wurden, und es mag wohl sein, daß in manchen Fällen hätte nachsichtiger verfahren werden können, indessen wird niemand die Behörden tadeln wollen, daß sie scharf zugriffen, um das Land vor jeder Gefahr zu schützen, was denn auch erreicht wurde. Auch diesmal wissen sie der Lage energischer zu begegnen. Der Name Cholera hat für die Ver. Staaten seine Schrednisse verloren. Hoffentlich gelangen wir auch bald dahin, daß die heimischen anstehenden Krankheiten auf ein Minimum reduziert werden, besonders der „weißen Pest“ der Boden entzogen wird, den Unwissenheit und soziale Unzulänglichkeiten ihr bereiten.

König Heinrich der Vierte von Frankreich hat einst dafür Sorge getragen, daß jeder Bürger des Sonntag sein Huhn im Topfe habe. Und jetzt muß jeder gute Bürger dafür sorgen, daß seine Frau des Sonntag ihren Topf hat — — — so ändern sich die Zeiten und die Moden!